

Einleitung

Die Metapher – eine erstaunliche Karriere

Die Sprache ist ein Labyrinth von Wegen. Du kommst von einer Seite und kennst dich aus; du kommst von einer anderen zur selben Stelle, und kennst dich nicht mehr aus. (Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 203)

Hinführung

In der Tat: Die Karriere der Metapher in den letzten Jahrzehnten ist erstaunlich; und angesichts der steigenden Zahl von Bibliographien und Zeitschriften, die ihr monographisch gewidmet sind, von Sammelbänden, in denen die „metaphoric revolution“¹ ausgerufen wird, von zusammenfassenden und Überblick verschaffenden Monographien² und kaum mehr überschaubarer Forschungsliteratur zum Thema beginnt das Interesse an der Metapher unheimlich zu werden.

Die Metapher überschreitet die Schwelle zu den Feuilletons: Keine Bezeichnung aus der alten Tropologie kann auf so eine solche Bekanntheit rechnen wie die Metapher. An Beliebtheit kommt der Metapher nur noch die Allegorie gleich; dem Symbol indessen scheint längst der Rang abgelaufen. Ein populärer Film spielt seinen Hauptwitz damit ein, daß eine um die Ehre ihrer Tochter besorgte Mutter *Metaphern*, die eben nur ‚uneigentlich‘ von Liebe sprechen, mit Liebesspielen verwechselt, welche – ganz eigentlich – die Jungfräulichkeit der Tochter gefährden³.

¹ Z. RADMAN (Ed.), *From a metaphorical point of view: a multidisciplinary approach to the cognitive content of metaphor*, Berlin New York 1995, IX. Vgl. auch Z. KÖVECSES (Hrsg.), *Metaphor. A practical introduction*, Oxford 2002; R. ZIMMERMANN (Hrsg.), *Bildersprache verstehen. Zur Hermeneutik der Metapher und anderer bildlicher Sprachformen*, mit einem Geleitwort von H.-G. Gadamer, München 2000; siehe auch die älteren Sammelband von L. DANNEBERG, A. GRAESER und K. PETRUS (Hrsg.), *Metapher und Innovation. Die Rolle der Metapher im Wandel von Sprache und Wissenschaft*, Bern Stuttgart u. a. 1995.

² Etwa E. ROLF, *Metaphertheorien. Typologie – Darstellung – Bibliographie*, Berlin New York 2005.

³ Die literarische Vorlage des Films *Il postino* stammt von dem Chilenen Antonio Skármeta. *Ardiente paciencia* (1984) erschien 1985 unter dem Titel *Mit brennender Geduld* im Piper-Verlag München.

Nun muß die Popularität der Metapher den Metaphernforscher nicht erschrecken, es sei denn, ihm läge an der wissenschaftlichen Exklusivität seines Gegenstandes. Denn aus der Beteuerung, daß es nicht schwer falle zu entscheiden, ob das, was wir an Textelementen vor uns haben, eine Metapher ist⁴, daß wir in Metaphern leben⁵; oder: daß doch jeder das Vermögen besitze, Metaphern zu bilden oder solche zumindest zu verstehen, folgt keineswegs, daß es banal wäre zu fragen, warum das so ist und wie dies geschieht. Das, was scheinbar selbstverständlich geschieht, geschieht deshalb nicht grundlos⁶.

Die aktuelle Hausse des Metaphorischen in den Feuilletons, das Eingehen des Metaphernbegriffes in den allgemeinen Kulturdiskurs und seine Tendenz zur Generalisierung besitzt nun durchaus in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit tropologischen Fragen eine historisch weit früher liegende Entsprechung. „Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist *Metapher* einer der wenigen Begriffe, die den großen Schiffbruch der Rhetorik überlebt haben“⁷, heißt es treffend bei Gérard Genette. Doch das ist, wenn man sich die rasante Entwicklung der Metapherntheorie im 20. Jahrhundert vor Augen führt, leicht unterkühlt formuliert. Man sollte sich gewiß davor hüten, ohne nähere Prüfung aus der Korrelation zwischen dem wissenschaftlichen und dem kulturellen Diskurs eine ursächliche Verbindung abzuleiten. Feststellen läßt sich aber auch in der Metapherntheorie des 20. Jahrhunderts eine auffällige Tendenz zum definitorischen Kürzel ‚Metapher‘ für eine ganze Reihe von Tropen, welche die antike Rhetorik noch peinlich zu scheiden wußte. Und das ist nur die begriffliche Seite.

⁴ Gewiß ist die Sache tropologisch delikater und weit weniger entschieden, als wir es hier vorgeben; die Zänkereien, ob dies oder jenes nun eine Metapher ist oder nicht, sind im Gegenteil sogar recht häufig. Die Unstimmigkeit kann nun, wie jeder Dissens, mindestens zwei Ursachen haben; entweder ist man sich uneins hinsichtlich theoretischer Vorstellungen über die Metapher oder man differiert in dem sachlichen Entscheid, ob das beobachtete Phänomen zu dem Kreis des durch den Begriff Metapher gedeckten Konstrukts sich rechnen läßt oder eben nicht: der Dissens ist ein Unterschied in den Meinungen oder in den Bedeutungen.

⁵ G. LAKOFF / M. JOHNSON, *Metaphors We Live By*. Chicago / London, 1980; G. LAKOFF / M. TURNER, *More than Cool Reason. A Field Guide to Poetic Metaphor*, Chicago / London 1989.

⁶ Solche Vorbehalte wurden im wesentlichen von Nelson Goodman gegen die Metapherntheorie von Donald Davidson vorgebracht. Davidson hält dafür, daß Metaphern das bedeuten, was die in ihnen einbegriffenen Wörter wörtlich meinen; alles weitere, also gerade der faszinierende Effekt der Metapher, habe keinen klar beschreibbaren kognitiven Inhalt. Metaphern sind demnach, in einer pointierten Formulierung von Richard Rorty, nichts anderes als ‚Grimassen der Sprache‘: obwohl sie eine Reaktion provozieren können, tun sie dies jedoch auf keine bestimmte Weise. Weil dies aber besagt, daß die Reaktionen auf die Metapher absolut kontingent sind, bleiben sie infolgedessen auch völlig unverständlich; denn wo es keine erkennbaren Gründe gibt, läßt sich eben nichts verstehen und begreifen. Vgl. auch Th. EDER (Hrsg.), *Zur Metapher. Die Metapher in Philosophie, Wissenschaft und Literatur*, Paderborn 2007.

⁷ G. GENETTE, *Die restringierte Rhetorik*, in: A. Haverkamp (Hrsg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1983, 229–252; 242.

Denn die Metapher wird nicht nur zum Sammelbegriff für eine Vielzahl von rhetorisch differenzierbaren Figuren; darüber hinaus läßt sie ihre sprachliche Ausformung hinter sich und wird als Modus des Denkens, als Schematisierung unserer Welterfahrung und nicht zuletzt als Prinzip der Sprache schlechthin erwogen. Insofern vollzieht die Metapher onomasiologisch, was sie vom Etymon her ankündigt, und zugleich terminologisch, was sie vom *ónoma* her entwirft.

Nun ist diese etymologische und sachliche Ausweitung des Metaphernbegriffes weder – wie man meinen könnte – eine wissenschafts- und geistesgeschichtlich späte Entwicklung des 20. Jahrhunderts noch ist sie unbestritten. Zum historischen Vorspiel: Schon bei Aristoteles⁸ besaß die Metapher einen Sonderplatz im Kontext ingenieurer rhetorischer Verfahren; und in der Scholastik finden wir deutliche Anzeichen eines nicht mehr rein rhetorisch-tropologischen Verständnisses des Metaphorischen. Zur Kritik: mit deutlich indigniertem Ton stellt Gérard Genette fest, daß die historische Entwicklung der Tropenlehre mit einem „anscheinend universellen und unwiderstehlichen Zentrozentrismus“ der „in ihrer sinnlosen Herrschaft erstarrte(n) Metapher“⁹ ins Ziel komme.

Metapher und Allegorie

Wichtiger indessen als solche Metakritik an der Tropologie ist es, auf eine andere begriffliche Unsicherheit hinzuweisen, die dem Metaphernbegriff aus der Nachbarschaft und der Konkurrenz zur *Allegorie* erwachsen ist. Soweit wir sehen, hat diese Unsicherheit wiederum ihre eigene historische Tiefendimension, die Walter Benjamins *Trauerspielbuch*¹⁰ eröffnet. Benjamin revidiert von den Textbefunden her, die er an der Literatur des Barock erhoben hat, den in der deutschen Romantik und in der deutschen Klassik eingespielten Gegensatz zwischen Symbol und Allegorie, insbesondere die Höherwertung des ersteren.

Das Ergebnis zeigt sich in einer neuen, dem Entscheid Goethes konträr gegenüberstehenden Wertung, was sowohl aus einer veränderten philosophischen Grundüberzeugung als auch aus einer modifizierten Interpretation der Begriffe *Allegorie* und *Symbol* resultiert. Es steht zu vermuten, daß die für Benjamin so zentrale Frage nach der *conditio moderna* in diesem rhetorischen Rangstreit das Zünglein an der Waage spielt. Das Symbol, so entwickelt Benjamin seinen Gedanken, gewinnt seine semantische Möglichkeit und Prägnanz allein im Horizont eines Totalbezuges zwischen Sprache und Welt. Es besitzt nur dann eine semantische Identität, wenn es die Odyssee seines Sinnes über alle anderen Zei-

⁸ Vgl. ARISTOTELES, *Poetik*, 1459a: „Es ist aber bei weitem das Wichtigste, daß man Metaphern zu finden weiß. Denn dies ist das Einzige, das man nicht von einem anderen erlernen kann, und ein Zeichen von Begabung. Denn gute Metaphern zu bilden bedeutet, daß man Ähnlichkeiten zu erkennen vermag.“

⁹ Genette, *Die restringierte Rhetorik*, a.a.O., 244.

¹⁰ W. BENJAMIN, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, hrsg. von Rolf Tiedemann, 6. Aufl., Frankfurt a. M. 1993.

chen, von denen es sich abgrenzt, besteht; wenn es sich letzten Endes wieder unmittelbar gegenwärtig wird. Diese Rückkehr des Symbols zu sich selbst setzt allerdings Dreierlei voraus. Einmal muß unterstellt werden, daß das Gesamt der Zeichen vollständig und ihre (negative) Relation aufeinander stabil ist. Zum anderen bedarf es der Annahme eines unveränderlichen Weltgebäudes – eine Aufgabe, die üblicherweise der Metaphysik übertragen wird. Und drittens muß ein Vertrag zwischen dem Gesamt der Zeichen und der Gesamtheit der Tatsachen geschlossen und dessen Einhaltung überzeitlich garantiert sein. Diese Garantie könnte aber offenkundig nur Gott geben¹¹.

Benjamin nun teilt mit Blick auf das Barock, aber auch mit Blick auf die Moderne, die er ohne Zweifel mitbeschreibt, keine der drei Voraussetzungen. Was der Allegorie fortan ihre Wahrhaftigkeit verleiht, ist nicht, wie Goethe argumentiert hatte, die Geltung vernünftiger Schlußregeln; die Wahrheit der Allegorie besteht gerade in der Negation eines von Gott her garantierten Sinnes:

Bedeutend ist [die Allegorie, Anm. d. Verf.] nur in den Stationen ihres Verfalls. Soviel Bedeutung, soviel Todverfallenheit, weil am tiefsten der Tod die zackige Demarkationslinie zwischen Physis und Bedeutung eingräbt¹².

Laut Benjamin ist es die (barocke) Omnipräsenz des Todes, welche die überzeitliche Geltung semantischer Regeln zugunsten einer paradoxen und flüchtigen Sinnpluralität negiert; und es ist die Omnipräsenz des Todes, welche zugleich die Authentizität und Polyvalenz der Relation zwischen Zeichenkörper (Physis) und seiner Bedeutung garantiert. Wenn es dann heißt, „an Bedeutung kommt ihm (dem Gegenstand, der allegorisiert wird; Anm. d. Verf.) das zu, was der Allegoriker ihm verleiht“¹³, dann thematisiert die subjektive Setzung, welcher der Allegorisierung eignet, gerade den Abgrund, der den Menschen von jener Totalität trennt, die das klassische Symbol über substantielle Bedeutungszusammenhänge zu erreichen meint.

An dieser Stelle nehmen Paul de Man¹⁴ und Jacques Derrida¹⁵ die Gedanken Benjamins auf. Für beide gilt es als ausgemacht, daß es interne Mechanismen der Sprache gibt, die alle in ihr angestellten Versuche, die Zeichenprozesse zu kontrollieren und die Bedeutung der Begriffe konstant zu halten, notwendig

¹¹ Vgl. das folgende Zitat (Benjamin, Ursprung, a.a.O., 139): „Als symbolisches Gebilde soll das Schöne bruchlos ins Göttliche übergehen.“

¹² Benjamin, Ursprung, a.a.O., 145.

¹³ Benjamin, Ursprung, a.a.O., 161.

¹⁴ P. DE MAN, Metapher, in: DERS., Die Ideologie des Ästhetischen, hrsg. v. Ch. Menke, Frankfurt a.M. 1993, 231–262; P. DE MAN, Rhetorik der Tropen, in: DERS., Allegorien des Lesens, übers. v. W. Hamacher und P. Krumme, mit e. Einl. v. W. Hamacher, Frankfurt a.M. 1988, 146–163.

¹⁵ J. DERRIDA, Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text, in: DERS., Randgänge der Philosophie, hrsg. v. P. Engelmann, vollst. dt. Ausg., Wien 1988, 205–258; DERS., Der Entzug der Metapher, in: Romantik, Literatur und Philosophie. Internationale Beiträge zur Poetik, hrsg. v. V. Bohn, Frankfurt a.M. 1987, 317–354.

scheitern lassen. Die Sprache betreibt also den sofortigen Widerruf ihrer semantischen Synthesen. Sprache mag ihr Geschäft der Fundierung jener „Struktur der Welt“ – in den Worten Heideggers –, „worin Dasein als solches je schon ist“¹⁶, so schnell wie nur irgend möglich aufnehmen und zu einem Ziel führen – die der Sprache eigene Rhetorik aber vereitelt letztlich immer, daß die Schematisierung bzw. Modellierung von Welt dauerhaft gelänge.

Dieses destabilisierende Moment der Sprache ist – so Derridas These – unhintergebar. Seine Begründung hierfür lautet: Da jede Anwendung von semantischen Regeln eine nicht im voraus kalkulierbare Erweiterung unserer bisherigen Sprachpraxis darstellt, es mithin keinen guten Grund gibt anzunehmen, daß das Gesamt der Zeichen abgeschlossen oder zentriert wäre, wuchert der Sinn eines Begriffs mit jeder seiner Wiederholungen. Paul de Man argumentiert ein wenig anders; er versucht zu zeigen, daß jede Bezugnahme auf etwas, was außerhalb der Sprache liegt, mithin jede Hoffnung auf definitive Bedeutung von einem rhetorischen Code durchkreuzt wird. Das Ergebnis ihrer Argumente ist der Sache nach dasselbe: Jedes Wort kann auf diese eine Weise, aber auch auf eine andere Weise interpretiert werden; Zeichen sind in einem emphatischen Sinne unentscheidbar.

An dieser Stelle sind wir unversehens aus der Beschreibung des terminologischen Schicksals der Metapher und der Art und Richtung, in der sie ihre rhetorisch eingeschworenen tropologischen Grenzen überspringt, in das Feld jener Gründe geraten, die eine Ahnung geben können, warum von der Vielzahl der Tropen gerade die Metapher diesen sonderbaren Aufstieg erfahren hat. Wenn die Metapher das prinzipiell Vorläufige und historisch Offene der Sinnzuweisungen anzeigt, wird verständlich, warum sie gerade da, wo die letztbegründende Rechtfertigung unserer urteilenden Synthesen in Frage steht, als Deckname für ein Modell von Sprache aufgerufen wird, das trotz oder gerade aufgrund der permanenten Neuinterpretation des Sinnes den Anspruch auf dessen Referenz und Wahrheit bewahren kann. Die Metapher betont zugleich mit der Unkontrollierbarkeit des Innovativen die Möglichkeit und Notwendigkeit zur Innovation; insofern bewahrt die Metapher in der Idee der Widerruflichkeit des Bedeutens ihre grundsätzliche Potenz zur Semiosis.

Metapher, Mythos und Moderne

Diese Beobachtungen lassen sich zu einer zunächst nicht unmittelbar einleuchtenden These zusammenführen: die Metapher profitiert entscheidend vom Bündnis, das sie mit einer spezifischen Deutung des Mythosbegriffes eingegangen ist. Vergegenwärtigen wir uns also zunächst, was mit dem Begriff des Mythos im 20. Jahrhundert überwiegend gemeint ist und fragen dann, inwiefern die Gegenwärtigkeit des Mythos für die Selbstanalysen der *conditio moderna* bedeutsam

¹⁶ M. HEIDEGGER, *Sein und Zeit*, 10. Aufl., Tübingen 1963, 87.

geworden ist und wie dies – daran anschließend – mit den Fragen des Metaphorischen zusammenhängt.

Manfred Frank¹⁷ legt in seiner Lektüre von Leszek Kolakowskis Essay *Die Gegenwärtigkeit des Mythos* den Akzent auf den postulatorischen Charakter des Mythologischen. Mythos ist, heißt es bei Kolakowski, die „Seinskonstitution des Bewußtseins und seiner Beziehung zur Welt“¹⁸, vermöge deren wir in der Lage sind, „die bedingten und veränderlichen Bestandteile der Erfahrung teleologisch miteinander in Zusammenhang zu bringen, indem man sie auf unbedingte Realitäten bezieht (auf solche wie ‚Sein‘, ‚Wahrheit‘, ‚Wert‘)“¹⁹. Die im Sinnbezug implizierten Beglaubigungsgründe für das ‚nur‘ Faktische lassen sich aus diesem freilich nicht ableiten. Und aus der Gegenwärtigkeit des unbestreitbaren Bedürfnisses nach einem kohärenten Kosmos folgt keineswegs ein „Beweis für die Gegenwärtigkeit dessen, worauf sie bezogen ist“²⁰, also des kohärenten Kosmos. Der Mythos bezieht seine Rechtfertigungskraft also aus einer fundamentalen Bedürfnislage des Menschen und der Notwendigkeit einer Setzung von Sinn.

Kolakowskis Essay hat aber noch eine wichtige andere Seite. Sein kritischer Anspruch nimmt eine erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Mission auf mit dem Ziel darzulegen, daß die Wissenschaft auf einem dezisionistischen Unterboden aufrucht, der notwendig ohne letzte Begründung bleiben muß. Wissenschaft setzt das, was sie am Mythos insinuiert, nämlich seine Orientierungsleistung ohne letzte Begründung, auf vergleichbare Weise selbst als Axiomatik oder als intuitive Evidenz ihrer logischen Schlußregeln voraus. Das szientistische Unternehmen, wonach es möglich wäre, für eine Erkenntnis letzte positive Geltungsgründe beizubringen, ist nun auch aus post-analytischem Lager, das dem szientistischen Unternehmen grundsätzlich nahe steht, stark kritisiert worden²¹.

Mit Hermann Broch läßt sich der moderne Zustand dann anschaulich so beschreiben: „Angesichts des unendlich fernen Punktes, zu dessen unerreichbar noumenaler Ferne nunmehr jede Frage- und Plausibilitätskette hinstreben hat, war die Bindung der einzelnen Wertgebiete an einen Zentralwert mit einem Schlage unmöglich geworden“²².

Nochmals in den Worten Brochs:

¹⁷ M. FRANK, *Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie. I. Teil*, Frankfurt a. M. 1982, 66–72.

¹⁸ L. KOLAKOWSKI, *Die Gegenwärtigkeit des Mythos*, aus dem Polnischen von P. Lachmann, München Zürich 1972, 9.

¹⁹ Kolakowski, *Die Gegenwärtigkeit des Mythos*, a.a.O., 7.

²⁰ Kolakowski, *Die Gegenwärtigkeit des Mythos*, a.a.O., 13.

²¹ U. a. T. S. KUHN, *The Structure of Scientific Revolutions*, 2. Aufl., Chicago 1970; P. FEYER-ABEND, *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt a. M. 1983; DERS., *Wissenschaft als Kunst*, Frankfurt a. M. 1984.

²² H. BROCH, *Die Schlafwandler. Eine Romantrilogie*, Kommentierte Werkausgabe, hrsg. v. P. M. Lützel, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1994, 498.

Der Schritt, der über die monotheistische Kosmogonie hinaus noch zu tun blieb, war ein fast unmerklicher, und war doch von größerer Bedeutung als alle vorhergegangenen: der Ugrund wird aus der ‚endlichen‘ Unendlichkeit eines immerhin noch anthropomorphen Gottes in die wahre abstrakte Unendlichkeit hinausgeschoben, die Frageketten münden nicht mehr in dieser Gottesidee, sondern laufen tatsächlich in die Unendlichkeit (sie streben sozusagen nicht mehr nach einem Punkt, sondern haben sich parallelisiert), die Kosmogonie ruht nicht mehr auf Gott, sondern auf der ewigen Fortsetzbarkeit der Frage, auf dem Bewußtsein, daß nirgends ein Ruhepunkt gegeben ist, daß immer weiter gefragt werden kann, gefragt werden muß²³.

Es ist verständlich, daß das 20. Jahrhundert – für welches „den letzten Grund zu haben und auf ihm Sicherheit für alles zu Gründende zu besitzen“²⁴, noch immer der Inbegriff des Vernünftigen darstellt – diesem Konkurs des Szientismus nicht neutral gegenübersteht. Drei Typen von Reaktionen lassen sich ausmachen. Die erste Reaktion besteht in einem letzten großangelegten Versuch, in der Reduktion auf das Positive, Gegebene, doch noch einen letzten Grund der Erkenntnis zu finden und für alles theoretisch zu Begründende unumstößliche Sicherheit zu haben; das war der große Traum in der Frühphase des *Wiener Kreises* und in Abschwächung das Projekt der frühen Neopositivisten. Die zweite Reaktion, wie wir sie bei Vertretern des Neostrukturalismus und der *deconstruction* finden, sieht im Bankrott einer letzten positiven Geltungsgewißheit das Zersetzungswerk einer Geschichte der Metaphysik bzw. die selbstdekonstruktive Dynamik einer Metaphysik der Anwesenheit ins Ziel kommen. Jeder performative Halt und jede noch so kleine Sinnkontinuität wird als Relikt metaphysischen Denkens verdächtigt und einem radikalen, also an die Wurzeln unseres kulturellen Horizontes gehenden Liberalismus preisgegeben. Das Modell dieses semantischen Liberalismus und der unkontrollierbaren Sinnverschiebungen ist nun das Metaphorische. Insofern man aber in der Metapher (bei de Man in der Allegorie) zugleich das fundamentale Prinzip der Sprache sieht, das jedem nicht-metaphorischen Sprechen vorausliegt, wird die Argumentation zirkulär: Die Metapher sprengt als Figur permanenter Verschiebung und semantischer Neuerung den Untergrund, aus dem sie sich speist; die Metapher wäre so die Bedingung der Möglichkeit dessen, worauf sie schließlich Verzicht leisten muß.

Die dritte Reaktion auf den Krisenbefund der Moderne könnte man einen ‚schwachen Transzendentalismus‘ nennen; von Unstimmigkeiten im Detail abgesehen, bilden die zeitgenössische Hermeneutik, die Transzendentalpragmatik und eine bestimmte Fortbildung des analytischen Flügels der angelsächsischen Philosophie, die sogenannte postanalytische Philosophie, unter diesem Titel eine gemeinsame Fraktion. Ihre Erklärung zur Situation der Moderne lautet: „Wir müssen uns miteinander verständigen, nicht obwohl, sondern gerade weil

²³ Broch, *Die Schlafwandler*, a.a.O., 474.

²⁴ H. BLUMENBERG, *Die Sorge geht über den Fluß*, Frankfurt a. M. 1987, 97.

wir keinen a priori verbürgten Sinn-Rahmen mehr haben²⁵.“ Wenn nun das Fundament, das unsere Urteile plausibel macht, nicht seinerseits innerhalb eben dieses Systems gerechtfertigt werden kann und wenn ferner jedes Denken und Begründen, jedes Bekräftigen von Aussagen und Entkräften von Meinungen einen blinden Fleck aufweist, von dem aus zwar die Begründungen fortgesponnen werden, der selbst aber im Begründungszusammenhang ausgespart werden muß, dann kommen Metaphern oder metaphorischen Modellen, verstanden als kollektive *Vertrauenshorizonte* (Blumenberg), eine wesentliche, eben *Grund* legende Rolle im Problem der menschlichen Orientierung ohne letzte Begründung zu. Blumenbergs *Metaphorologie*²⁶ hat hierzu die Theorie geliefert.

Man kann also das Bisherige zu einem vorläufigen Fazit führen und die Frage nach dem Interesse an der Metapher wie folgt beantworten: das Interesse an der Metapher erwächst, genau besehen, aus zwei entgegengesetzten Reaktionen auf die mythologische Verfaßtheit jenes Fundamentes, auf dem wir im Lichte der *conditio moderna* unsere Moral und unsere für wahr gehaltenen Überzeugungen begründen. Die eine Weise sieht in der Metapher die treibende Kraft bei der Destabilisierung semantischer Hierarchien, aus denen sich eine Orientierung ableiten und beglaubigen ließe. Die andere, die transzendentalistische Variante, sieht dagegen in ihr gerade jene Quelle, aus der vor allen wissenschaftlichen Erklärungsversuchen die Welt in ihrer Bedeutsamkeit²⁷ allererst konstituiert wird. Man muß, so könnte mit Wittgenstein postuliert werden, „irgendwo mit dem Nichtzweifeln anfangen“²⁸; und dieser Anfang – so die These der Vertreter des ‚schwachen Transzendentalismus‘ – liegt in der unhintergehbaren metaphorischen Schicht unserer Episteme. Es ist interessant zu sehen, wie sich die verschiedenen Positionen der Nachkriegsliteratur auf ähnliche Weise – und ähnlich konträr – an der *conditio moderna* abarbeiten. Und auch hier wird es die Figur der Metapher sein, an der Lösungen und Widersprüche, Aporien und Neuansätze formuliert und demonstriert werden.

Zur Methodologie; zum hier verwendeten Begriff der Metapher

Bis spät in das 20. Jahrhundert hinein wurde das wissenschaftliche Interesse an der Metapher durch die Beschäftigung mit einer linguistischen und philoso-

²⁵ M. FRANK, ‚Zerschwatze Dichtung‘ vor ‚Realer Gegenwart‘, in: DERS., *Conditio Moderna*. Essays, Reden, Programm, Leipzig 1993, 156–171; 161.

²⁶ H. BLUMENBERG, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, in: *Archiv für Begriffsgeschichte zu einem historischen Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Bonn 1960.

²⁷ Ein Begriff, den Blumenberg in seinem Buch *Arbeit am Mythos* (H. BLUMENBERG, *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a.M. 1986) an prominenter Stelle einsetzt, der aber ursprünglich von Heidegger stammt, und zwar als das Bezugsganze des Bedeutens (vgl. Heidegger, *Sein und Zeit*, a.a.O., 87).

²⁸ L. WITTGENSTEIN, *Über Gewißheit*, Werkausgabe in 8 Bde., Bd. 8, Frankfurt a.M. 1984, § 150; vgl. auch §§ 88, 90, 93, 96, 153.

phischen *Theorie der Metapher* weitgehend gebunden. Im literaturwissenschaftlichen Horizont wurde allenfalls – und dies keineswegs systematisch und im Sinne einer dichtungstheoretischen Reflexion – mit Blick auf die poetische Praxis von Autoren und Strömungen die Frage nach den metaphorischen Verfahren aufgeworfen. Eine systematische Verbindung herzustellen zwischen den theoretischen Einsichten der Metaphernforschung und der historischen Besonderheit metaphorischer Verfahren in der Literatur ist bislang noch nicht versucht worden (und soll auch hier nicht versucht werden). Es wäre aber dennoch interessant, über dieses Verhältnis von wissenschaftlicher Theoretisierung der Metapher auf der einen und der literarischen Handhabung samt ihrer poetologischen Reflexion auf der anderen Seite wenigstens kursorisch nachzudenken²⁹.

Daß die moderne Bildlichkeit, vor allem ihre Kühnheit, wie sie in der historischen Avantgarde, aber auch im hermetischen Gedicht des 20. Jahrhunderts zu finden ist, die Revision des substitutionstheoretischen Ansatzes (der Idee also, daß die metaphorische Wendung eine ursprünglich eigentliche Bezeichnung ersetzt) befördert und interaktionistischen Postulaten, wie sie Richards, vor allem aber Black, Weinrich entwickelten, den Boden bereitet hat, liegt auf der Hand und ist von diesen schon selbst ins Feld geführt worden. Auch wird nicht ganz zufällig sein, daß die wissenschaftliche Interpretation der Metapher an zentraler Stelle den Begriff der Absolutheit ins Feld führt, und dies zu einer Zeit, da unübersehbar wurde, daß die moderne Bildlichkeit auch nach unendlich vielen Schritten semantischer Analyse und pragmatischer Kontextualisierung dem alltagsfähig kategorisierten Diskurs inkommensurabel bleibt³⁰.

²⁹ Eine Andeutung, die aber ohne jede Auswertung bleibt, macht Thomas SPARR in seinem Aufsatz *Metaphorische Gedankenstriche zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan*, in: B. Böschstein und S. Weigel (Hrsg.), *Poetische Korrespondenzen. Vierzehn Beiträge*, Frankfurt a. M. 1997, 176–188; 182. Der Beitrag zeigt leider überdeutlich, daß die Inbezugsetzung von poetologischer Reflexion der Autoren, ihrer poetischen Metaphernpraxis und der wissenschaftlichen Theoretisierung des Metaphorischen kritisch zu geschehen hat, d. h. eine zunächst unabhängige Analyse der drei Aspekte voraussetzt und nicht als ihr Ineinanderblenden betrieben werden darf (was unweigerlich zu einer *petitio principii* führen muß); wer etwa Celans Metaphorik mit Haralds Weinrichs oder Gerhard Neumanns (nicht gerade selbstverständlichen) Prämissen analysiert und dann feststellt, daß Celan den Wechsel in der Metaphorik, den Weinrich oder Neumann theoretisch anzeigt, praktisch vollziehe, argumentiert hoffnungslos zirkulär.

³⁰ Auch Neumann spricht mit Blick auf Paul Celan von der Absolutheit der Metaphorik und meint damit doch etwas grundlegend anderes als Blumenberg. Ist bei Neumann ‚absolut‘ ein Prädikat für eine innerdiskursive Trennung, wobei dem Absolut-Gesetzten lediglich ein negatorischer Bezug auf das Eigentliche des Sprechens eignet, so meint das Prädikat ‚absolut‘ bei Blumenberg den dezisionistischen Untergrund unseres Auslegungssystems, in dem die Metaphern eine seltsam logische, gewissermaßen axiomatische Rolle spielen und von der Wirklichkeit her als unterdeterminiert zu denken sind. Vgl. G. NEUMANN, *Die ‚absolute‘ Metapher. Ein Abgrenzungsversuch am Beispiel Stéphane Mallarmés und Paul Celans*, in: *Poetica* 3 (1970), 188–225.

Nun kann man freilich mit diesem Befund der Unübersetzbarkeit des Metaphorischen in den Diskurs des Eigentlichen auf verschiedene Weise umgehen. Wo die Würde der deskriptiven Sprache und der Vorrang der wörtlichen Bedeutung außer Frage stand, führte dies sowohl bei Autoren wie auch in der Kritik und in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Metapher dazu, das vermeintlich Inkommensurable allein und zwingend als abgelöstes Spiel sprachimmanent verweisender Zeichen zu werten und dadurch zu marginalisieren.

Doch dieser Schluß ist alles andere als zwingend. Denn der Vorrang des Wörtlichen als des eingespielten Diskurses über die Realität kommt einer Hierarchisierung von Sprachformen gleich, die sich keineswegs von selbst versteht. Der Gedanke, daß es andere, von der als realistisch legitimierten Konzeptualisierung unserer Erfahrung verschiedene Weisen der *Welterzeugung* (Goodman)³¹ geben könnte, hat Interpretationen der Metapher ermöglicht, in denen die Metapher eine transzendente, die Beschreibung der Wirklichkeit allererst ermöglichende Rolle spielt, wie wir weiter oben bereits angedeutet haben. Es ist nun aber überaus auffallend, daß solche transzendentalistischen Interpretationen der Metapher – und übrigens ist auch die Interaktionstheorie Blacks ein Schritt hin zur Idee einer Emanzipation des Metaphorischen vom herrschenden Diskurs – erst am Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre in der wissenschaftlichen Diskussion wirklich Fuß fassen – zu einer Zeit also, da in der Literatur Versuche, referentielle Konzepte der (kühnen) Metapher zu entwickeln, auf dem Hintergrund der Frage nach der Darstellbarkeit von Auschwitz als dringlicher angesehen wurden als jemals zuvor.

Mag die Nichtbeachtung dessen, was Autoren zum Problem der metaphorischen Rede vorbringen, im metaphorentheoretischen Kontext noch verständlich sein, weil die Autoren selten den strengen Kriterien theoretischer Explikation gerecht werden (wollen), so ist das weitgehende Fehlen einer literaturwissenschaftlichen Diskussion über den poetologischen Stellenwert der Metaphernreflexion in einem hohen Maße erstaunlich. Denn, und diese Arbeit wird hierfür den Beweis antreten, die moderne poetologische Diskussion läuft unzweifelhaft immer wieder auf einen Streit um das Metaphorische hinaus.

Über die verschiedenen Konzepte des Metaphorischen, seine Konturierung in Absetzung oder Parallelisierung vom Allegorischen und über die verschiedenen sachlichen und begrifflichen Erweiterungen des Metapherbegriffes ist in dieser Einleitung bereits einiges gesagt worden. Wir haben in dem folgenreichen Bündnis der Metapher mit dem Begriff des Mythos den Grund für ihre erstaunliche Karriere ausgemacht und im Konzept des Mythos, verstanden als Kohärenzstiftung unter nachmetaphysischen Bedingungen, die Brücke zur problematischen *conditio moderna* geschlagen: so ist die Metapher in den Problemhorizont der Moderne geführt und ihre (entweder destruktive oder transzendente) Rolle

³¹ N. GOODMAN, Weisen der Welterzeugung, Frankfurt a.M. 1990.

im Problem einer menschlichen Orientierung ohne letztes sicheres Fundament angedeutet.

So wichtig es nun freilich ist, die Verschiebungen terminologischer Art zu überblicken – der unserer Arbeit zugrundegelegte (gleichsam metasprachliche) Begriff der Metapher indessen bleibt von diesen Konfusionen weitgehend unberührt. Und das hat einen sehr einfachen Grund: Wer sich vornimmt, nicht nur das Votum *für* oder die Entscheidung *gegen* die Metapher zu notieren, sondern darüber hinaus auch eine poetologische Analyse anzustellen, wodurch diese Einstellungen sich rechtfertigen und welche konzeptionellen Modifikationen im theoretischen Bestand des Metaphorischen ihnen zugrunde liegen, wer dies tut, der kann nicht mit einem fixen Konstrukt der Metapher antreten. Er muß sich in einem gewissen Sinne überraschen lassen, welche Wege und Irrwege die Autoren einschlagen. Denn die Untersuchung verlöre ihren eigentlichen Gegenstand, nämlich die poetologisch deutbare Varianz in der Konzeptualisierung des Metaphorischen, wenn sie mit einer sachlichen Fixierung des Metaphernbegriffes beginnen würde.

Andererseits allerdings gerät sie, wenn sie jegliche Definition unterläßt, auf andere Weise in Schwierigkeiten. Die Klage von Genette über die Usurpation des figurativen Zentrums durch die Metapher, aber auch die Beispiele von Paul de Man und Jacques Derrida haben gezeigt, wie wenig man sich an den etablierten tropologischen Grenzen orientieren kann; denn es ist paradoxerweise möglich, den gleichen sprachtheoretischen Befund mit Begriffen zu bezeichnen (mit den Begriffen *Metapher* und *Allegorie*), die anderswo in ein Verhältnis polarer Ausschließlichkeit gebracht werden/wurden. Aber damit ist auch gesagt, daß das Stichwort *Metapher* nicht notwendig erforderlich ist, um die thematische Einschlägigkeit eines poetologischen Beitrages für unseren Problemzusammenhang zu erweisen. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Poetik von Peter Weiss; auch wenn hier das Wort ‚Metapher‘ nur *passager* vorkommt, ist die dort angestellte Reflexion der ‚Bildlichkeit‘ für unseren Problemzusammenhang aufschlußreicher als so mancher Beitrag, in dem unablässig den Begriff der ‚Metapher‘ verwendet wird.

Einschlägig sind Beiträge also immer dann, wenn eine Sprach- oder Denkform verhandelt und in ihrer poetologischen Relevanz bewertet wird, die von einer ‚eigentlichen‘, der wörtlichen und terminologisierten Form als wesentlich verschieden gedacht ist. Das Metaphorische markiert demnach zunächst lediglich eine grundlegende Differenz zum alltagsfähig kategorisierten, als realistisch eingespielten und aktuell gültigen Konstitutionsdiskurs des Wirklichen. Jede weitere terminologische Klärung kann nicht vorausgesetzt, sondern bestenfalls als Ergebnis der Analyse und jeweils mit Blick auf konkrete Textbefunde festhalten werden³².

³² Vgl. hierzu K. MÜLLER-RICHTER, Metapherntheorie, in: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike in 15 Bde., Bd.15,1 (Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte), 402–408.

Metapher und Referenz

Es ist vollkommen klar, daß die theoretische Reflexion des Metaphorischen – wie bereits angedeutet – nicht nur einen sprachtheoretischen Hintergrund besitzt, sondern auch wesentlich von Grundentscheidungen abhängt, die das Konzept der Wirklichkeit betreffen. Wo etwa von einer unhintergehbaren Mittelbarkeit des menschlichen Weltbezuges ausgegangen wird, die These also lautet, daß der Kontakt zur Gegenstandswelt von einer symbolischen, sprachlichen Ebene *vermittelt* werde, rückt die Metapher – als spezifisches Verfahren der Vermittlung – in den Horizont der Schematismen oder Schablonen, hinter denen Wirklichkeit auch verschwinden kann. Vorausgesetzt bleibt dabei eine schon aus sich selbst heraus sinnvolle Welt; und die Metapher wird danach bewertet, ob und auf welche Weise sie den Schleier der Sprache durchstößt.

In diesem Zusammenhang hat man auch davon gesprochen, daß eine jede Sprachgemeinschaft in der Sprache das Sein *erschließe*, aber auch zugleich *verstelle* und *vergesse* und daß die Wirklichkeit letztlich ihrem Sinn gegenüber transzendent bliebe, der Sinn das Sein nicht ganz erreichen könne. Dieser Standpunkt, so überzeugend und milde relativistisch er formuliert scheint, ist auf subtile Weise von einem Selbstwiderspruch bedroht: Ein *Verkennen* bzw. *Verstellen* und *Vergessen* kann es nur auf der Grundlage eines fundamentalen Bezuges zur Wahrheit und zur wahren Wirklichkeit geben (wie könnte man sonst feststellen, daß es sich um ein Verstellen oder Verkennen der Wirklichkeit handelte). Der wahre Bezug, der paradoxerweise gerade dadurch vorausgesetzt ist, daß ein grundsätzliches Verstellen des Wirklichen im Erkennen eingeräumt wird, löscht die Idee der Erschließung aus.

Nun folgt aus der Überzeugung, daß unser Erkennen kein einfaches Haben von Eindrücken, sondern ein Beurteilen von Eindrücken ist, daß, anders formuliert, die Wirklichkeit sich nicht aus eigenem Antrieb in sinnvollen Einheiten darbietet, sondern in einem Akt der sprachlichen Stellungnahme erschlossen wird, keineswegs zwingend, daß die Referenz auf diese erschlossenen Gegenstände mittelbar wäre. Diese Referenz könnte im Gegenteil direkter nicht sein. Denn auch wenn ich die Ansicht teile, daß „alles – einschließlich der Giraffen und Moleküle – sozial konstruiert (ist)“, folglich die Klassifikationen ihren Ursprung und ihre Motivation im erinnerten kulturellen Horizont der Verständigung haben, und dies, weil „kein Vokabular (...) die Realität an den Gelenken“³³ tranchiert, hindert mich nichts, auf die Giraffe, so sie vor mir steht, zu zeigen, vielleicht sogar hinzugehen und sie zu berühren. Der Gedanke der (innovativen) Erschließung und der Gedanke einer erfüllten Referenz widersprechen sich nicht.

³³ R. RORTY, Philosophische Voraussetzungen der akademischen Freiheit?, in: Merkur 49/1 (1995), 28–44; 43, Anm. 10.

Nun könnte an dieser Stelle eingewendet werden, daß diese Überlegungen über Klassifikation und Referenz, Repräsentation³⁴ und Erschließung der Welt im Medium der Sprache zwar auf dem Felde der Philosophie wesentlich sind, in dessen den Problemhorizont der deutschen Nachkriegsliteratur, die hier unter dem Gesichtspunkt ihrer poetologischen Position zur Metapher analysiert wird, gar nicht wirklich erreichen. Doch das Gegenteil ist richtig: Denn der Streit um die *Idee einer nicht-repräsentationalistisch gedachten Referenz des Sprechens auf Außersprachliches*, ihre Konkretisierung oder Ablehnung, markiert – wie wir in den folgenden Kapiteln zeigen werden – das Feld der poetologischen Auseinandersetzung in der deutschen Nachkriegsliteratur, als dessen Problemzentrum sich immer wieder die Frage nach der Metaphorik entpuppen wird.

Das im strengen Wortsinne Unfaßbare, Undarstellbare und Unerhörte des Holocausts und die Schrecken des Zweiten Weltkrieges sprachlich zu erschließen, verstärkt – zumindest für einen Teil der Nachkriegsliteraten – die Notwendigkeit einer gänzlich innovativen, von den eingespielten Sprachformen verschiedenen Weise der Bezugnahme. Für diese Autoren waren weder die Preisgabe der Referenz noch ihre Neubegründung im Horizont erinnelter Kultur oder Sprache als Lösungen denkbar. Da die Abweichung mit dem erklärten Ziel geschah, die unfaßbare Wirklichkeit nur noch genauer zu fassen, mußte der repräsentationslogische Schluß, daß ein Verstoß gegen die mimetischen Konventionen (welche aus den jeweils als realistisch in Geltung stehenden Diskursformationen abgeleitet sind und ja keineswegs überhistorisch gelten), zwingend die Möglichkeit einer (historischen) Referenz löschen würde, geradezu perfide anmuten.

Wie weit indessen die genuin literaturwissenschaftliche Kritik in den 50er und 60er Jahren von einer nicht-repräsentationalistischen Deutung der Referenz entfernt war, zeigen nachdrücklich die Einschätzung der Metaphorik in der Lyrik nach 1945 im allgemeinen und viele Rezensionen zur Lyrik Celans, Bachmanns und Krolows im besonderen. Die drei grundlegenden Kategorien, die zur Beschreibung herangezogen wurden: ‚hermetisch‘, ‚absolut‘ und ‚dissonant‘, postulieren auf je eigene Weise, daß hier pragmatische, referentielle und semantische Intentionen wenn nicht preisgegeben, so doch zwingend auf die sprachliche Immanenz beschränkt sind.

³⁴ Zur Idee der Repräsentation vgl. Frank, ‚Zerschwatze Dichtung‘ vor ‚Realer Gegenwart‘, a.a.O., 156–171; 159: „In ihrer einfachsten Bedeutung meint ‚Repräsentation‘ die Vorstellung, daß erstens die Gedanken (sie seien gefaßt als platonische Ideen oder als ‚ideas‘ im britisch-empiristischen Sinne) einen wesenhaften Bezug auf den Gegenstand bewahren (was nicht unbedingt heißt, daß sie ihn ikonisch abbilden: er kann Noumenon oder Ding an sich sein) und daß zweitens Zeichen einer Universalgrammatik die einfachen Ideen der Vernunft und die syntaktischen Regeln die Formen ihrer Verbindung im Urteil abbilden.“ Wichtig ist hier die ausdrückliche Betonung der ontologischen und sprachtheoretischen Konsequenzen, die im Repräsentationalismus enthalten sind: einmal der immutable und sinnbegabte Status dessen, was wieder-vergegenwärtigt wird, der Welt also, folglich die rein abbildende Funktion der Sprache, zum anderen die Privilegierung einer einsinnigen, objektivistisch legitimierten, meist (aber nicht notwendig) rationalen Sprachform.

Wie wenig indes der Kritik und Philologie der 50er und 60er Jahre Borniertheit vorzuwerfen ist, zeigt sich daran, daß bis heute trotz der weitreichenden Anstrengungen, die auf den verschiedensten Gebieten gemacht wurden, für die gegenwärtige Literaturwissenschaft kein texttheoretischer Entwurf vorliegt, der überzeugend eine Wahrheitsfunktion für literarische Texte angeben könnte und, was dem vorausgeht, eine (wenigstens holistische) Referentialität der in literarischen Texten verwendeten Zeichen modelliert hätte – eine Bezugnahme, die niemand wirklich ernsthaft bestreitet. Die Gründe für die Schwierigkeiten dieses Versuches sind vielfältig.

Da ist zunächst die Orientierung der Fiktionalitätsdebatte an dem philosophischen Korrespondenzmodell der Wahrheit, das in seiner klassischen Interpretation in den Horizont der Literaturwissenschaft eintritt. Wahrheit wäre hier gedacht als eine Relation der Übereinstimmung zwischen Behauptung und einer schon aus sich selbst heraus bedeutsamen Tatsache. Literatur als fiktionalen Sprechen gerät so in den Rang falscher oder doch zumindest wahrheitsfunktional neutraler Aussagen. Da die Literaturwissenschaft unter diesen Umständen die Wahrheitsfrage gar nicht mehr stellt, werden auch Alternativen zum Korrespondenzmodell des Wahren nicht mehr erwogen.

Ähnlich die französische Literaturtheorie, wie sie sich aus dem klassischen Strukturalismus heraus entwickelt hat: Auch hier war schon lange bevor der Text im Post- oder Neostrukturalismus, bei Roland Barthes oder Jacques Derrida, seinen vormaligen Status als „Struktur von Signifikaten“ verliert und fortan zu einer „Galaxie von Signifikanten“³⁵ geworden ist oder – wie Derrida argumentiert – die Wiederholung des Zeichens unbeherrschbar seine eigene semantische Bestimmtheit hintertreibt, war die Frage nach der Referenz der Sprache generell negativ entschieden. Denn das zweistellige semiotische Modell De Saussures theoretisierte die auf Eigenschaften bezogene, gleichsam mentale Immanenz der Sinnzusammenhänge, befaßte sich aber nicht oder nur unzureichend mit dem Problem der Verweiskraft der Sprache auf etwas, was außerhalb der Sprache liegt.

Derrida indessen – und Ähnliches ließe sich über andere französische Dekonstruktivistinnen entwickeln – der mit berechtigten Gründen die universale Gültigkeit von Erkenntnisansprüchen und eine eindeutige Deutung von Symbolzusammenhängen ablehnt, läuft – kaum vermutet – Gefahr, im Kielwasser seines Dementis Standards und Bedingungen für gelingende Kommunikation mitzuführen, die einem Ideal von Verständigung entnommen sind, von dem er sich gerade abzuwenden meint. Wer davon ausgeht, daß die vollständige Bestimmtheit der Zeichen zur unabdingbaren Voraussetzung des Verstehens gehört, und wer mangels eines extra-diskursiven Kriteriums der begrifflichen Bestimmtheit jegliche Konstanz semantischer Verhältnisse verwirft, schießt nach einer objektivistischen oder substantialistischen Bedeutungstheorie, die er ja gerade kri-

³⁵ R. BARTHES, S/Z, Frankfurt a. M. 1987, 10.

tisiert und verwirft. Wenn alltägliche Kommunikation und moderne Literatur gleichermaßen den strengen Kriterien exakter Sprache nicht gerecht werden, dann ist dies nicht ein Hinweis auf ein unvermeidliches Mißlingen des semantischen Projekts, sondern zunächst das überdeutliche Erschöpfungssymptom eines falschen Kommunikationsmodells. Nicht das Erfüllen bestimmter, im weitesten Sinne grammatischer Standards, nicht das Einhalten der logischen Form oder die Regularität von Signifikanten erzeugt eine interpretierbare Struktur von Signifikaten, sondern das Umgekehrte ist richtig: „Wo Sinn ist, muß vollkommene Ordnung sein. – Also muß die vollkommene Ordnung auch im vagsten Satze stecken“³⁶.

Lassen sich also Einwände gegen den Liberalismus der Bedeutung auch dann fundiert vortragen, wenn man die These vom gebrochenen (genauer: noch nie geschlossenen) Vertrages zwischen den Wörtern und den Dingen als gerechtfertigt unterschreibt, so sind Modelle, in denen der Bezug von sogenannter a-mimetischer Literatur (wie jener Celans) auf Außerliterarisches oder Historisches dargetan werden könnte, noch kaum in Ansätzen zu erkennen.

Ein erster Hinweis, der später leider nicht mehr weiter in den literaturwissenschaftlichen Bereich hinein fortentwickelt wurde, findet sich in einem kleinen, aber berühmten Buch von Gilles Deleuze und Félix Guattari. In ihren Studien zu Kafka haben die Koautoren eine heuristisch interessante Unterscheidung zwischen *großen* und *kleinen* Literaturen vorgeschlagen, wobei semiologische und soziologische Befunde ineinandergreifen (in der Bezeichnung *littérature mineure* schwingt noch die Konnotation der moralischen Deklassierung mit). Es heißt:

Große und etablierte Literaturen folgen einer Linie, die sie vom Inhalt zum Ausdruck führt: Sie müssen für einen gegebenen Inhalt (ein klar definiertes semantisches Konstrukt [signifié] oder ein durch dieses *signifié* indiziertes Designatum, Anm. d. Verf.) in gegebener Form die passende Ausdrucksform finden, entdecken, sehen. Was man gut begriffen hat, kann man auch gut sagen. – Die ‚kleine‘ oder revolutionäre Literatur indessen beginnt mit dem Sagen und sieht oder begreift erst später³⁷.

Sofort wird erkennbar, daß die so genannten kleinen Literaturen ein Erschließungsmodell der Sprache mit sich führen, während große Literaturen, die auf institutionell verankerten semantischen Regeln aufbauen, das vorgängig Begriffene als Realität hypostasieren und dann in der Sprache – als wahres Urteil, als realistischen Satz, als Beschreibung phänomenaler Vorstellbarkeit – nachbilden. Das Modell der „kleinen Literaturen“, von seinem terminologischen Rahmen befreit, entspricht also exakt dem, was wir oben die Idee einer nicht-repräsentationalistischen Referenz auf Außersprachliches genannt haben.

Aber generell – von der eben genannten Ausnahme einmal abgesehen – wird noch immer das A-Mimetische nicht als Differenz zum Konventionalismus des

³⁶ Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, a.a.O., § 98, 295.

³⁷ G. DELEUZE / F. GUATTARI, Kafka. Für eine kleine Literatur, Frankfurt a. M. 1976, 40.

Mimetischen, sondern als Differenz zur ‚Wirklichkeit‘ mißverstanden; dies bedeutet allerdings, daß man unfreiwillig eine Form des Diskurses, die man die realistische nennt, als referentielle Form privilegiert, mithin von vornherein vom A-Mimetischen jede mögliche Referenz absprengt.

In der Literatur der deutschen Nachkriegszeit – zumindest in jenen Teilen, die in der Frage nach der Bezugnahme auf Auschwitz ihren Prüfstein sehen – wird nun die Beschränktheit des Repräsentationalismus prekär; sie erweist von neuem die Notwendigkeit, für Literatur jenseits des Repräsentationalismus Sinn und Bedeutung beschreibbar zu machen. An und in der Metaphorik, zumal der avancierten, wird die Idee der Referentialität eines nicht-repräsentationalistischen und a-mimetischen Sprechens (das sich also dem als rational und realistisch eingespielten Diskurs inkommensurabel erweist) besonders offenkundig; an und in ihr ist sie deshalb auch besonders strittig.